

## Jesuiten in Ankara: Im Dialog mit Muslimen

Ein Sommertag in der türkischen Hauptstadt. Morgens um halb acht feiern wir die Messe. Obwohl uns die Polizei inzwischen davon abrät, ist die Haustür offen. Wer mitfeiern will, kann kommen. Aber heute ist keiner gekommen.

Nach dem Frühstück bespreche ich den Tag mit Güllü, unserer Köchin. Sie ist Alevitin. Mit ihrer Familie will sie sich bewusst vom Mehrheits-Islam der Türkei unterscheiden; sie will eine aufgeklärte Frau sein. Aufgeregt erzählt sie mir, was sie gerade auf der Straße erlebt hat: „Zwei Männer haben einer älteren Dame hinterhergerufen, ob sie sich nicht schäme, ihre Haare unverhüllt zu tragen.“ Güllü ist geradezu stolz auf die Frau, die den Männern mutig geantwortet habe: „Meine Haare

gehen euch nichts an.“ Aber Güllü äußert auch ihre Besorgnis. Sie glaubt, das Land erlebe eine schleichende Islamisierung.

Am Vormittag schreibe ich an meinem Buch über „interreligiöses Zeugnis“ weiter. Es ist fast fertig.

Gerade beobachte ich, wie der deutsche Kardinal Nikolaus von Kues mit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen im Jahre 1453 umgeht. Er schreibt einen Religionsdialog, in dem sich schließlich alle Menschen einigen, ein philosophisch geprägtes Christentum anzunehmen. Das Gespräch findet allerdings im Himmel statt. Hier auf der Erde geht es anders zu: Nach einer Viertelstunde Mittagsschlaf verlasse ich das Haus,

um ein Versprechen einzulösen. An der Ecke unserer Straße verkauft Hulusi Gebetsketten, Parfum und Taschenlampen, aber zurzeit vor allem Sonnenbrillen. Es ist sehr heiß.

Hulusi hatte vor zwei Jahren geheiratet, schon kurz nach der Hochzeit aber ist seine Frau plötzlich gestorben, an Rauchvergiftung im Badezimmer. Das ist hier keine seltene Todesursache. Hulusi erzählte mir danach von seinem Entschluss, jetzt wie ein Pater zu leben. Als ich ihn fragte, was das für ihn bedeute, antwortet der fromme Muslim: „Frei sein für Gott.“

Aber kurz darauf ist er wieder verheiratet. Er wagt es kaum, mir das zu erzählen. Dann aber schmunzelt er und sagt: „Du weißt doch, wie wir sind.“ In den Sommerferien stellt Hulusi immer zwei Jungs als Mitverkäufer an. Ihnen hatte ich eine Kirchenführung versprochen.

Ich lade noch ein paar andere Aushilfsverkäufer von der Straße ein, alles junge Männer um die 15 Jahre. Was ich da tue, ist riskant. Viele Türken haben Angst vor christlichen Missionaren. Um Angst vor Bibeln und Kreuzen zu haben, muss man kein Islamist sein: Nationalisten schüren Sorge um die angeblich gefährdete türkische Identität. Mit abstrusen Behauptungen versucht man die Prediger freikirchlicher Gruppen anzuschwärzen, aber auch katholische Priester. Dem goldigen alten Pfarrer von Samsun warf man vor, er lade Jugendliche in die Kirche ein, um ihnen Filme mit nackten Leuten zu zeigen. Er hatte mit ihnen „Die Passion Jesu Christi“ angeschaut.

Um den Gerüchten vorzubeugen, fällt mir etwas ein: der Imam der Moschee, gleich oberhalb von Hulusis Geschäft, ist doch auch schon anderthalb Jahre hier, ohne je in unserer Kirche gewesen zu sein. Mit dem kleinen Trupp der Ferienverkäufer hole ich Ahmet ab. Er hat noch eine Stunde Zeit bis zum nächsten Gebetsruf. Da beschließt auch Hulusi, sich der kleinen Truppe anzuschließen. Er und der Imam sind erwachsene, gut informierte Muslime; wenn sie mitkommen, bin ich nicht der Rattenfänger, sondern ein Gesprächspartner.

Was eine Kirche ist, erkläre ich so: Jesus hat seine Schüler am Abend vor seiner Hinrichtung versammelt. „Das ist mein Leib“ hat er über das Brot gesagt, das er mit ihnen teilte; „das ist mein Blut“ über den Kelch mit Wein. Und: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Seit der Auferstehung Jesu versammeln sich Christen, um dieses Mahl zu feiern

und zu erfahren, wie Gott uns immer mehr verwandelt in Menschen wie Jesus. Hulusi hakt ein: Aber hat Gott ihn denn wirklich sterben lassen? Ja, damit wir sehen, dass Gott uns sogar aus dem Tod holt.



Ich zeige auf das Mosaik hinter dem Altar. Es zeigt ein Motiv, das sich auch in den Höhlenkirchen Kappadoziens findet. Jesus bietet Adam und Eva seine Hand an: Er kann alle Menschen ins wahre Leben ziehen. Die Besucher haben nicht viele Frage, sie wollen lieber eine Kerze vor Maria anzünden.

Als ich sie dann zu Kirschsafft im kühlen Pfarrsaal einlade, sagt Ahmet, dass er 43 Jahre alt ist, ein Jahr jünger als ich; und schon seit einem Jahr Großvater. Jetzt hat er doch Fragen. Vor allem will er wissen, was wir tun, außer Gottesdienst feiern.

Ich erzähle von meinen Philosophie-Vorlesungen an einer der Universitäten Ankaras. Ich erzähle von den Flüchtlingen, die zu uns kommen, und von den Muslimen, die meinen, auf ihnen liege ein „Priesterzauber“, den nur ein christlicher Geistlicher lösen kann. Ich erzähle von den Jugendlichen, den Familien, den alten, die wir besuchen, weil sie zu unserer Pfarrei gehören. Die meisten sind armenische Katholiken; aber auch die Mitglieder der anderen Riten kommen zu uns. Denn wir sind die einzige Kirche der Stadt, wenn man von protestantischen Gebetsräumen absieht.

Was ich noch nicht erzähle, sind unsere Träume. Wir wollen ein Zentrum gründen, in dem Studenten aus Europa und der Türkei voneinander und miteinander lernen können.

Als ich die Tür hinter den Gästen schließe, läutet das Telefon. Die Dekanin der muslimisch-theologischen Fakultät verkündet mir begeistert: Sie eröffnen nächstes Semester einen neuen Studiengang; er heißt „Weltreligionen“. Die Professorin erklärt: „Es wird einen Lehrstuhl für Judentum, einen für Christentum und einen für Religionen Asiens geben. Pater, wir hoffen auf Ihren Rat.“

Felix Körner SJ  
entnommen aus: Jesuiten 2007/03